

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

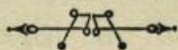
Frankfurt a. M., 1907

V. Sabbatruhe.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

V.

Sabbatruhe.



2000000000

Als in den achtziger Jahren unter Ignatieff's Regime eine große Zahl jüdischer Familien aus Rußland ausgewiesen wurde, verschlug das Schicksal einen armen jüdischen Familienvater, mit Weib und vier Kindern in eine deutsche Stadt, die eine ziemlich große jüdische Gemeinde hat. Die Mitglieder derselben sind zum größten Theil gute Menschen, aber leichte Juden. Sie nahmen sich der armen Familie an und gingen ihr zur Hand, daß sie einen Handel mit abgetragenen Kleidern anfangen konnte. Die ersten Wochen ging alles gut. Als aber durch Vermittelung einiger wohlthätigen Herren ein kleiner Laden ausfindig gemacht wurde, den die arme Familie mit einer billigen Wohnung beziehen sollte, da ereignete sich das in R. N. ganz Unerhörte, daß der fremde Eingewanderte am Freitag Abend seinen Laden schloß, um ihn erst Sonntag Morgen wieder zu öffnen. Erst lächelte man über diesen Schritt, dann spöttelte man darüber und zuletzt nahm man ihn ganz ernstlich übel.

Der erste Vorsteher, welcher der neu zugewanderten Familie besonders hilfreich zur Hand gegangen war, ließ Herrn Orlowstn, so heißt der arme Kleiderhändler — rufen und machte ihm begreiflich, daß er mit seiner Sabbatrube unter den Juden öffentliches Mergerniß erzeuge.

„Wir haben hier,“ sagte der würdige Herr Gemeindevorsteher, „große, mittelgroße und kleine Geschäfte, aber keines

feiert am Samstag. Alle arbeiten und suchen sich redlich und emsig von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Sie sind der einzige, der hier auf die öffentliche Wohlthätigkeit angewiesen ist, und Sie gerade feiern und gehen mit Weib und Kind spazieren, während Ihre Helfer tief in der Arbeit stecken. Sie werden begreifen, daß sich diese Gegensätze nicht gut vereinigen lassen. Heutzutage muß man die Hände rühren, wenn man's zu etwas bringen will und da heißt es denn mit den alten und veralteten Anschauungen aufräumen. Bei Ihnen zu Hause, tief in Rußland, mag das schon seine Berechtigung haben, allein hier kommen Sie auf diese Weise nie zu etwas. Sie bringen sich in Gegensatz mit Ihren besten Freunden und werden sehen, daß Sie sich dieselben entfremden."

Das war auch in der That so und die Entfremdung wurde von Woche zu Woche fühlbarer.

Herr Drlowstky bemerkte in aller Bescheidenheit, wie leid es ihm sei, seinen Wohlthätern in diesem Punkte entgegenzutreten zu müssen, aber er könne Menschen zu Liebe seinen von Gott eingesetzten Sabbat nicht aufgeben. Wer den Sabbat entweiche, habe aufgehört Jude zu sein, und wäre in jeder Hinsicht wie ein Nichtjude. Hätte er sein Judenthum preisgeben wollen, so brauchte er nicht das Brod der Verbannung zu essen, dann hätte er in Rußland bleiben und unbehelligt leben können.

Diese Opposition erbitterte den Vorsteher aber erst recht. Mit erzwungener Ruhe entließ er den armen Mann und meinte, mit der Zeit werde er schon klüger werden und einsehen, daß er mit solchen Ansichten auf keinen grünen Zweig komme.

Drlowstky kam aber nicht zur Einsicht, sondern im Laufe

der Zeit häuften sich die Symptome, welche den Vorsteher und seine Gesinnungsgenossen überzeugen mußten, daß ihr Schützling unverbesserlich oder richtiger unverschlechterlich sei.

Orlowsty besuchte mit seiner Familie, selbst an den höchsten Feiertagen, niemals die Synagoge, weil sie durch ein nichtjüdisches Kircheninstrument profanirt und der schönste Theil unserer alten Gebete ausgemerzt war. Das war ein unverzeihliches Verbrechen. Wer so religionslos ist, daß er nicht einmal im Jahre dem Gottesdienst beiwohnte, kann nicht aus Religiosität, sondern höchstens aus Trägheit den Sabbat halten. Dagegen gab's keine Argumente.

Die Kinder wuchsen heran und kamen in die Schule. Die Schulbehörden hatten den fremden Kindern ohne alle Schwierigkeit Dispens vom Schreiben am Sabbat bewilligt. Aber die Eltern der übrigen Kinder suchten die humane Gesinnung der Lehrerschaft umzustimmen, jedoch ohne Erfolg. Das machte erst recht böses Blut. Man warf Orlowsty vor, daß er wieder die alten Scheidewände zwischen Juden und Nichtjuden aufrichte, die in N. N. doch längst gefallen seien. Aber Orlowsty blieb fest.

Die Kinder kamen aus der Schule. Sie sollten placirt werden. Dieselben zeichneten sich durch Bravheit und besondere Begabung aus und jeder Geschäftsmann hätte sie gerne in sein Geschäft aufgenommen, aber die Bedingung, den Sabbat und die jüdischen Feiertage freizugeben, wies jeder höhnisch ab. Ein christlicher Schreiner nahm den ältesten Sohn auf, ein Gärtner den zweiten und gewährten ohne große Mühe, was die aufgeklärten Glaubensbrüder einmüthig verweigerten.

So ging ein Jahr nach dem andern hin. Die Familie ernährte sich kärglich, aber in Ehren und war in keiner Weise

auf die thätige Unterstützung der Glaubensgenossen angewiesen. Die Familie war sich ihrer Dankespflicht gegen ihre Wohlthäter vollkommen bewußt und suchte durch Höflichkeit und Gefälligkeit bei jeder Veranlassung etwas davon abzutragen. Aber das Verhältniß blieb doch ein frostiges. Die Familie, mit ihrer opferfreudigen, gesinnungstüchtigen Religiosität repräsentirte einen fortwährenden, lebendigen Vorwurf für die Leichtfinnigen, in deren Mitte sie lebte, und das konnte man ihr nicht verzeihen.

Da trat vor wenigen Wochen das Gesetz der Sonntagsruhe in Kraft. Wenige Tage nach dem ersten Sonntag begegnete Herr Fürstenthal — der erste Vorsteher — Herrn Dr. Orłowski und klopfte ihm lächelnd auf die Schulter:

„Jetzt ist's mit Ihrer Sabbatruhe vorbei; jetzt müssen Sie nun endlich auch Ihr Geschäft am Sabbat öffnen!“

Orłowski verstand nicht. „Was ist denn passiert?“ fragte er halb ängstlich.

„Nun, Sie wissen doch, daß seit vorigen Sonntag alle Geschäfte von Staatswegen geschlossen sein müssen, und Sie können doch nicht zwei Tage in der Woche feiern!“

„Na, wenn es sonst nichts ist, das macht mich nicht zum Sabbatschänder; im Gegentheil. Der jüdische Geschäftsmann, der bis jetzt den Sabbat entweihete, mußte ihn jetzt durch Einstellung seiner Geschäftsthätigkeit heiligen, mehr als früher. Uns Juden verdankt doch die Menschheit das Glück und die Seligkeit eines allwöchentlichen Ruhetages. Und wenn der Sabbatgeist solche allgemeine Würdigung erfährt, daß der Staat seine nichtjüdischen Unterthanen zwingt, ihren Ruhetag zu feiern, wie sollten sich die Juden nicht schämen, ihn zu entweihen! Heute ist die Entweihung des Sabbats ein

doppeltes Unrecht, er ist ein Chilul Haschem, dessen Größe kein redlicher Mensch mehr verkennen kann."

"Aber, lieber Mann," meinte Herr Fürstenthal, "Sie müssen doch leben mit Ihrer Familie, wie soll das möglich sein, wenn Sie zwei Tage jede Woche feiern? Ist die Sorge für Ihre Familie nicht Ihre erste Pflicht, Ihr nächster Beruf?"

Orlowsky schwieg einen Augenblick und sah mit nachdenklicher Miene vor sich hin. Herr Fürstenthal deutete dieses Schweigen zu seinen Gunsten und hielt das Eisen jetzt heiß genug, um es zu schmieden. Er meinte, man könne eine so wichtige Sache doch nicht stehenden Fußes abmachen und lud Herrn Orlowsky zu einem Glas Bier in den gegenüberliegenden Stadtgarten ein. Orlowsky acceptirte die Einladung, und kaum hatten sie sich niedergesetzt, als Herr Fürstenthal seine Frage mit noch schärferer Pointirung wiederholte.

"Wie meine Verhältnisse nun einmal liegen," entgegnete Orlowsky, "ist hinlänglich dafür gesorgt, daß ich an die Sorge für meine Familie nicht vergesse. Das brauche ich Sie wohl nicht erst zu versichern. Diese Sorge steht Morgens mit mir auf und legt sich Abends mit mir nieder; sie verläßt mich selbst im Schlafe nicht, sie ist nur zu häufig der Gegenstand meiner Träume. Sie drückt und quält mich, aber Herr Vorsteher, wenn Sie heute mit mir tauschen, wenn Sie mir Ihr Haus, Ihr Geld geben und mein bißchen alten Plunder mit meinen Sorgen dagegen in Tausch nehmen wollten, ich würde nicht mit Ihnen tauschen. Davor behüte mich Gott, daß ich die Sorglosigkeit und die Wohlhabenheit meiner Werk-tage mit Dreingabe meines Sabbats und meiner Feiertage erkaufen sollte! Wenn die Sorge für mein und der Meinigen Leben an mich herantritt und ich mit Aufgebot aller Kraft sie:

nicht mildern kann, dann greife ich zu unseren heiligen Schriften und suche Trost bei ihnen und sie haben ihn mir noch nie versagt. Heute Morgen begegnete ich in den Psalmen Davids dem Satz: „Wirf Du nur auf Gott Deine Last, Er wird Dich schon ernähren.“ Mir fiel dabei eine Erklärung ein, die ich einmal in meinen jüngeren Jahren von dem berühmten Maggid aus Dubno gehört habe. Der bloße Gedanke an dieses Wort und seine Erklärung nahm mir nicht nur jede Sorge, sondern ich mußte so unwillkürlich lächeln, daß meine Frau, die mich lächelnd bei meinem Psalmbuch fand, fragte, was mir denn Heiteres begegnet sei, und ich mußte ihr die Erklärung sagen, die bei ihr dann dieselbe zufriedene Heiterkeit weckte.“

Herr Fürstenthal ersuchte, ihm diese Erklärung auch einmal mitzutheilen und Orłowski war gerne bereit dazu.

„Der Maggid von Dubno ist ein berühmter Mann, hier kennt man ihn nicht einmal dem Namen nach; aber bei uns zu Hause lebt er in Aller Munde, obwohl er längst nicht mehr unter den Lebenden weilt. Seine Eigenthümlichkeit besteht in der Meisterschaft, die größten Schwierigkeiten durch treffende Gleichnisse zu erklären. Daß hier das Psalmwort die Sorgen mit einer Last vergleicht, die man ruhig auf Gott werfen möge, veranlaßt ihn, dieses Bild durch folgendes Gleichniß auszumalen:

Ein Handwerksbursche, der mit schweren Felleisen auf der heißen Landstraße wanderte, traf einen Wagen und bat den Kutscher um die Erlaubniß, hinten aufsitzen zu dürfen. — Die Erlaubniß wurde gewährt und als nach etwa einer Stunde der Kutscher sich umsieht, bemerkt er, wie der Bursche sein Felleisen noch immer auf dem Rücken hat.

Darüber befragt, antwortet schüchtern der Fahrgast: „Es ist schon genug von Ihnen, daß Sie mich fahren, ich kann deshalb nicht noch verlangen, daß Sie meine Last auch noch fahren sollen.“

„Wirf Deine Last nur hin,“ bemerkte lächelnd der Fuhrmann, „ich muß sie ja fahren, auch wenn Du sie auf dem Rücken behältst.“

Die Thorheit dieses Handwerksburschen, die wir alle belächeln, findet sich bei den Lachern selber viel häufiger, als sie ahnen, bemerkt hier in seiner feinen Weise der Dubnoer Maggid. Jeder von uns hat seinen Packen und Sorgenbündel, mit dem er sich abmüht, um es durch die Welt zu tragen, obwohl wir alle wissen, daß Gott, der das Leben schenkt, auch die Mittel zu seiner Fristung reicht. Deshalb meint der Psalmist: „Wirf Deine Last nur auf Gott, er muß Dich ja doch ernähren.“

„Herr Fürstenthal war offenbar überzeugt, daß Dralowski noch weit davon entfernt war, reif für derartige Versuche zu sein, und trank ohne ein Wort zu sagen, sein Bier aus, um sich zu entfernen. — Dralowski erwartete aber noch den Beifall oder wenigstens die zustimmende Anerkennung seines Zuhörers, und als diese ausblieb, fragte er: „Nun, ist das nicht schön?“

„Schön ist das allerdings, aber darum handelt es sich ja hier nicht. Ich gehe noch einen Schritt weiter, und erkläre Ihnen, daß es viel schöner ist, am Sabbath zu feiern, als zu arbeiten. Aber das Schöne ist nicht immer das Gute und Richtige. Das Gute und Richtige ist, daß man seine Zeit ausnützt und nicht, daß man einen so großen Bruchtheil derselben mit Ruhen und Feiern verbringt.“

Orlowsty ließ sich aber nicht beirren, auch nicht als Fürstenthal ungeduldig die Uhr zog und es auch sonst nicht an Anzeichen fehlen ließ, daß er die Unterhaltung gerne beendigt wisse.

„Wenn Sie nicht von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß Gott, der für jede Menschenseele sorgt, den siebenten Tag geheiligt und gesegnet hat, so finde ich Ihre Handlungsweise und die Art ihrer Begründung begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich,“ entgegnete Orlowsty. „Was ich von Ihnen erbitte, ist weiter nichts, als daß Sie auch meinem Standpunkt Gerechtigkeit widerfahren lassen, und mir ihn nicht zu verleiden suchen. Es würde dies auch wenig helfen. Denn abgesehen von der Verehrung, mit welcher jeder gewissenhafte Jude an seinem von Gott gestifteten Sabbat hängt, habe ich gerade nach dieser Seite hin eine Lebenserfahrung hinter mir, die man nicht so leicht abschüttelt, selbst wenn man es wollte, wovor mich Gott in seiner Gnade bewahren wolle. Nicht um Sie etwa zu überreden, sondern nur um mich Ihnen gegenüber zu rechtfertigen, möchte ich Ihnen einmal eine Geschichte aus meinem Leben erzählen, wenn Sie erlauben.“

Ob dem reichen, angesehenen Herrn Fürstenthal wirklich eine Ahnung davon aufzudämmern anfing, wie klastertief er mit seiner Bildung und Aufklärung unter dem unverwüftlichen Idealismus stand, den der arme Hausirer ihm gegenüber befundete, oder ob er nur anstandshalber nicht umhin konnte, die ihm angekündigte Erzählung anzuhören, das soll hier nicht entschieden werden. Er ersuchte Herrn Orlowsty um Mittheilung seiner Erlebnisse, und dieser begann:

„Ich bin aus einem kleinen, russischen, wenige Meilen von der preussischen Grenze gelegenen Dorfe, Namens Awadan.

Daselbe gehörte dem Grafen *Aschinskij*, der in der ganzen Gegend als raffinirter Bösewicht gefürchtet wurde. Er verfuhr grausam hart gegen die Bauern, welche seine Leibeigenen waren, und noch unmenschlicher gegen die Juden. Er hatte unumschränkte Gewalt über Leben und Tod in der ganzen Gegend. Der geringste Diebstahl, oft auch nur eine leichte Widersetzlichkeit gegen seine harten Anordnungen, wurde mit dem Tode bestraft. Auf seinem Schloßhof stand ein Galgen, an dem mindestens allmonatlich ein Unglücklicher aufgehängt wurde, unter dem Zudrang der ganzen Bevölkerung. Da der Bösewicht ausfindig gemacht hatte, daß das Theuerste, welches den ihm unterstellten Juden am Herzen lag, ihre Synagogen und ihr Beth *Hamidrasch* (Lehrhaus) sei, so ließ er die erstere demoliren und letzteres in Stall und Scheune umwandeln, kurz es gab keine Nothheit, welcher dieser Unmensch nicht fähig war und die er nicht verübte. Es gab keinen Richter auf Erden, vor den man ihn hätte zur Verantwortung ziehen können.

Auf den Gütern des Grafen *Aschinskij* mußten die Bauern und die Juden je nach dem Loose, das sie traf, Frohndienste verrichten. Am Sabbath waren die Juden selbstredend von allen Arbeiten befreit, wie es die Bauern am Sonntag waren. Bei aller Verkennung ihrer Rechte, bei aller Vergewaltigung, welche die Juden auch zu erdulden hatten, war es keinem Machthaber im russischen Reiche je in den Sinn gekommen, den jüdischen Sabbath anzutasten. Da geschah bei uns das Unerhörte, daß Graf *Aschinskij* forderte, die Juden müssen am Sabbath auf seinen Gütern arbeiten. Da der Tyrann wußte, daß er mit seinem Befehl auf Widerstand stoßen würde, fügte er bei, daß jeder Jude sofort aufgehängt werde, der sich weigere, das auf ihn fallende Loos anzunehmen.

Ferner ordnete der Wütherich an, daß unser Rabbiner, der sonst von allen Arbeiten verschont war, schon am nächsten Sabbath selber zum Frohndienste kommen müsse.

Ich war damals ein Knabe von etwa zehn Jahren, aber die aufregenden Vorgänge jener Tage sind mir noch so frisch im Gedächtniß, als hätten sie sich erst gestern zugetragen. So etwas vergißt sich nie wieder. Die Gemeinde trat zur Berathung zusammen, Fasten und Beten wurde von dem Rabbiner angeordnet, dem sich auch die ganze Gemeinde fügte. Das Wehklagen der Unglücklichen hallte Tag und Nacht zum Himmel empor; aber ein Ausweg war nach menschlichem Ermessen nicht zu finden. Unser Rabbiner, das Andenken des Gerechten sei zum Segen, sein Verdienst möge schützend über uns walten, hieß *R a b b i S u n d e l K a p p o r t*. Ich füge Ihnen die Namen bei, damit Sie nicht an der Wahrheit der Sache zweifeln. Ein näher Verwandter unseres verstorbenen Rabbiners war vor ganz kurzer Zeit im Rothschild'schen Spital in Frankfurt a. M. und lebt wohl jetzt noch in Deutschland.

Rabbi Sundel — sein Andenken sei zum Segen — war damals noch in den besten Mannesjahren. Auf Veranlassung des Vorstehers präsidirte derselbe einer zu diesem Zweck berufenen Gemeindeversammlung. Er sollte sich öffentlich darüber aussprechen, ob die Gemeinde verpflichtet sei, wirklich die Heilighaltung des Sabbats mit dem Leben zu erkaufen, oder ob sie berechtigt sei, um dem sicheren Tod zu entgehen, den Sabbath preiszugeben.

Während es sonst bei unseren Gemeindeversammlungen äußerst lebhaft zu sein pflegte, ruhte diesmal eine feierliche Todtenstille über der Versammlung. Alles hing mit lautloser

Stille an den Lippen unseres verehrten Rabbinen, der mit seinem ganzen Bes = Din und sämtlichen Dajanim (Assessoren) erschienen war. Auch Frauen und Kinder waren zu dieser Versammlung zugelassen. Während in der ganzen Gemeinde dumpfe Verzweiflung herrschte, lag auf dem Antlitz unseres Rabbinen ein verklärter Zug voller Seelenruhe und geradezu unerkennbarer Heiterkeit, die beruhigend auf die ganze Gemeinde wirkte, bevor der Redner noch die Lippen geöffnet hatte, von denen das Schicksal über Leben und Tod der ganzen Gemeinde abhing. Der Redner begann dann seinen Vortrag mit einer Ruhe und Besonnenheit, als ob es sich um eine halachische Diskussion handelte, wie es täglich im Beth = Hamidrash vorkam. Der Ernst, die Feierlichkeit des Moments lag in der ganzen Situation, sie hätte durch jedes Wort darüber eher beeinträchtigt, als erhöht werden können.

„Die Veranlassung, die uns zu so ungewöhnlicher Stunde hier zusammenführt,“ so begann er etwa seine Ausführungen, „ist Euch Allen bekannt, es braucht darüber kein Wort verloren zu werden. Die Frage, um die es sich handelt, ob wir verpflichtet sind, lieber in den Tod zu gehen, als den Sabbat zu entweihen, habe ich mit den anwesenden Thoragelehrten bereits gestern eingehend erörtert. Meine Kollegen und ich kommen zu dem einstimmigen Resultat, daß wir in diesem Falle nicht verpflichtet sind, für die Heilighaltung des Sabbat das Leben hinzugeben. Es ist uns ausdrücklich gelehrt, daß der Sabbat zurücktritt, sobald durch seine Beobachtung das Leben gefährdet ist. Wen daher das Loos zur Arbeit trifft und der Aufforderung Folge leistet, begeht sicher keine Sünde und Gott, der dieses Verhängniß über uns gesandt hat, wird gewiß verzeihen.

Eine andere schwierige Frage ist die, wenn wir nicht zur

Preisgebung unseres Lebens in diesem Falle verpflichtet sind, ob wir dazu berechtigt sind, wenn Jemand ein Uebriges freiwillig thun, und Gottes Gesetz höher als das Leben stellen wollte. Ueber diese Frage waltet bereits eine Meinungsverschiedenheit unter unseren ältesten Gesetzeslehrern, und auch wir konnten zu einem einmüthigen Beschlusse hierüber nicht gelangen. Ich habe die Ansicht vertreten, daß wohl jeder Einzelne für sich berechtigt sei, den Namen Gottes zu heiligen und den Ernst seiner religiösen Ueberzeugung durch den Tod zu besiegeln, aber ich bin mit dieser Ansicht in der Minorität verblieben. Für Euch Alle ist daher der Majoritätsbeschluß bindend. Was mich persönlich betrifft, so hat das Bes = Din nach langem Drängen mir darin beigespflichtet, daß für mich persönlich ein Ausnahmefall vorliegt. Ich bin der Erste, der schon übermorgen arbeiten soll, vielleicht ist mein Tod für Euch Alle eine Sühne. Wenn unser Machthaber an dem ersten Beispiele sieht, daß wir lieber in den Tod gehen, als uns zu einer Entweihung des Gottesdienstes verstehen, so läßt er vielleicht von seinem frevelhaften Vorhaben ab, und Ihr könnt dann wieder ungehindert den Sabbat feiern."

Bei diesen Worten ging ein Murmeln durch die Reihen, das der Redner richtig dahin deutete, daß die Gemeinde ein solches Opfer nicht annehmen wolle. Aber der Redner erklärte, er setze voraus, daß seine Gemeinde den Beschluß des Bes = Din respektire, wie er auch ausfalle. Er wisse, daß er nicht der einzige sei, dem ein durch Gesetzesentweihung gefristetes Leben unerträglicher und daher ein schwereres Opfer sei, als der Tod für die Heiligung des göttlichen Namens. Aber seine Gemeinde habe ihm schon so viele Beweise von Anhänglichkeit und Vertrauen entgegengebracht, daß er sicher sei, sie werde ihm auch

diese Liebe erweisen und ihm ein Privilegium einräumen, auf das er durch seine Stellung und durch den Umstand einen gewissen Anspruch habe, daß er als der erste designirt sei, der den Sabbat entweihen solle. Hätte der Poriz (so nennt man bei uns die Gutsherren) einen anderen als das erste Opfer bestimmt, so hätte der Rabbiner diesem, und wäre er auch der letzte in der Gemeinde, gern denselben Vorzug eingeräumt.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese schlichten Worte auf die ganze Versammlung machten, die hingerissen von der Seelengröße ihres Führers, das was ihnen wenige Minuten vorher noch als das größte Unglück galt, nun als das Herrlichste, Erstrebenswerthe, dessen ein Mensch fähig ist, staunend verehrten.

Und ein solcher Mann sollte in zwei Tagen einem ruchlosen Tode zum Opfer fallen und ihnen so für immer entzissen werden! Alle wußten, daß Wschinsth auf seiner Anordnung bestehen werde, aber noch viel sicherer wußten sie, daß diese Härte nicht an den Ernst heranreichte, mit dem Rabbi Sundel ausführen werde, was er hier ausgesprochen hatte. Hätte Jemand auch nur den leisesten Zweifel an der Entschiedenheit des Rabbiners gehabt, in zwei Tagen für seine Gemeinde, für das Gesetz seines Gottes in den Tod zu gehen, er wäre vor den Worten geschwunden, mit welchen Rabbi Sundel seine Rede schloß:

„Ich weiß nicht, ob wir noch einmal vor Sabbat zusammen kommen, wenn der Poriz von einer solchen Versammlung etwas erführe, würde er sie sogar wahrscheinlich verhindern. Ich verabschiede mich deshalb jetzt von Euch. Habt Dank für alle Liebe und Güte, die Ihr mir und meiner Familie jederzeit entgegengebracht habt, Ihr werdet dieselbe sicher nicht

verlassen, auch wenn ich nicht mehr da bin. Alle Gutthaten, die Ihr mir aber erwiesen habt, reichen nicht an diese letzte hinan, mit der Ihr Euch einverstanden erklärt, daß ich — hoffentlich für Euch Alle — den Namen Gottes heiligen und nach meinem Hinscheiden für Euch meine Fürsprache vor den Thron des Allmächtigen niederlegen kann. Möge mein Tod eine Sühne sein für meine Sünden und für Euch Alle und möge er Euch eine Zeit erleben lassen, in der wir frei und ohne Furcht Deinen Willen, o Gott, erfüllen können. Amen.“

Mit diesen Worten erhob sich der Rabbi und verließ mit leuchtendem, verklärtem Antlitz seine schluchzende Gemeinde.

Das alles trug sich an dem Donnerstag vor dem verhängnißvollen Sabbat zu. Fastend und betend verbrachte die ganze Gemeinde die wenigen Tage bis zum Sabbat. Es war im Hochsommer; um 6 Uhr früh ließ der Gutsaufseher die auf dem Marktplatz versammelten Frohnarbeiter zur Arbeit nach dem Gutshofe führen. Die Gemeinde legte sich Freitag nicht nieder. Vor 4 Uhr Morgens wurde gebetet. Mit von Thränen erstickter Stimme trug der Chasan die Gebete vor, schluchzend begleitete ihn die Gemeinde, alle waren in Verzweiflung aufgelöst, nur Rabbi Sundel war heiter, ja geradezu fröhlich geblieben. Als er zum letztenmale zur Thora aufgerufen wurde, dankte er Gott mit so freudestrahlender Weise laut und glücklich dafür, daß Er uns auserwählt von allen Völkern uns seine Thora gegeben und damit ewiges Leben in unsere Reihen gepflanzt hat, daß der Märtyrer in seiner himmlischen Glückseligkeit thatsächlich allen wie ein überirdisches Wesen erschien. Nach Schluß des Gebets nahm der Rabbiner im Kreise seiner Familie sein Frühstück, erklärte noch eine schwierige Stelle des Wochenabschnitts und ging nun in seinen außerlesensten Feier-

tagskleidern von der ganzen Gemeinde begleitet, auf den Marktplatz, wo ihn der Schloßvogt mit den übrigen Arbeitern bereits erwartete.

Höhnisch sprach der Vogt: „Das ist aber ein theueres Arbeitskleid, das Ihr da anhabt, solch' feine Arbeitskleider habe ich noch nicht gesehen, die werdet Ihr beim Arbeiten zu Grunde richten und heute Abend kennt man sie nicht wieder.“

„Ich werde meine Kleider beim Arbeiten nicht ruiniren, ich habe ja heute Sabbath und werde daher gar nicht arbeiten.“

„Ihr wollt nicht arbeiten?“ fragte erstaunt der Vogt. „Wißt Ihr nicht, daß Ihr sofort gehängt werdet, wenn Ihr das im Ernste meint?“

„Ich weiß es wohl; aber ich fürchte den Tod nicht. Ich bin darauf vorbereitet und gerade deshalb habe ich meine schönsten Kleider angelegt.“

Auf dem Schloßhofe angelangt, fragte der Vogt Rabbi Sündel, ob er bei seinem Entschluß beharre, dann müsse er sofort dem Grafen Bericht erstatten.

„Thun Sie, was Ihre Pflicht ist, und ich werde es auch so machen.“

So etwas war dem Vogt noch nicht vorgekommen. Ob ihn ein menschliches Kühnere überkam oder was sonst auch immer, er zauderte und sagte:

„Rabbi, wißt Ihr, was Ihr da thut? In einer Viertelstunde hängt Ihr an diesem Schloßgalgen, an dem vorige Woche Jwan Petrowitsch sein Leben eingebüßt hat, weil er sich gegen einen Aufseher zu einer Thätlichkeit hinreißen ließ. Und für einen Juden hat der Herr keine Nachsicht, sonst hätte er Euch nicht befohlen, am Sabbath zu arbeiten.“

„Ich weiß Alles,“ unterbrach ihn Rabbi Sundel, „thut nur Euere Pflicht.“

Graf Aschinsth hatte den ganzen Vorgang von seinem Fenster mit angeschaut. Noch bevor der Vogt die Meldung machen konnte, war Jener mit bebender Wuth hinabgeeilt. Der Vogt trat vor ihn hin mit den Worten: „Der Judenrabbiner weigert sich zu arbeiten.“

„Das wagst Du, Canaille,“ fuhr der Wütherich den Rabbiner an, „weißt Du nicht, daß ich jede Auflehnung sofort mit dem Galgen bestrafe?“

„Ich weiß es,“ erwiderte mit unerschrockener Ruhe der Angeredete, „aber ich will lieber den zeitlichen Tod durch Deine Hand, als den ewigen Tod durch die Allmacht Gottes.“

„Er wird gehängt und zwar sofort,“ schleppt ihn zum Galgen.“

„Ihr braucht mich nicht zu schleppen, ich werde schon allein gehen,“ entgegnete Rabbi Sundel.

Festen, ruhigen Schrittes schritt Rabbi Sundel zur Richtstätte hin. Jetzt aber verlor die vor dem eisernen Gitterthore des Schloßhofes versammelte jüdische Gemeinde die bis dahin nur schwer beobachtete Ruhe. Die Luft füllte sich mit den jammernden Klagen der Unglücklichen beim Anblick ihres Meisters, der auch jetzt seine heitere Ruhe nicht verlor, als er sich anschickte, für sie in den Tod zu gehen.

„Wenn ich noch einen einzigen Laut von der Judenbande höre, lasse ich Euch durch Kartätschen auseinanderjagen,“ schrie der Wütherich über den ganzen Schloßhof hin.

Inzwischen hatte der Schloßvogt den Apparat zum Aufknüpfen in Ordnung gebracht, wozu er nicht lange Zeit brauchte, da er große Uebung in diesem seinem Lieblings-

geschäft hatte. Das Halseisen wurde Rabbi Sundel um den Hals befestigt und jetzt wartete der Executor nur auf den Wink seines Herrn, um die Execution zu vollziehen.

„Ich frage Dich zum letzten Male, willst Du arbeiten?“ herrschte Mschinskij den Märtyrer an. „In einer halben Minute ist's zu spät.“

Da erhob sich unser unvergeßlicher Rabbiner und rief statt jeder Antwort zum Himmel empor:

שמע ישראל ד' א' ד' אהר

„Was schreit der Jude?“ fragte Mschinskij den Schloßvogt.

„Es ist das Sterbegebet der Juden; der giebt nicht nach. Wir haben schon fast eine Stunde mit ihm versäumt, vor sieben kommen wir heute nicht an die Arbeit. Wenn der Herr befiehlt, wollen wir's kurz machen.“

„Du Esel,“ fuhr der Graf seinen Untergebenen an, „wenn Du mich mit Deinen Rathschlägen nicht verschonst, so kaumelst Du nächstens da oben.“

Dann trat er zu Rabbi Sundel hin, öffnete ihm das Halseisen und nahm ihm selber die Fesseln von Händen und Füßen und sprach in ganz verändertem ungewohnten Tone:

„Rabbi, Ihr seid frei, und Ihr braucht nicht am Sabbat zu arbeiten und kein Jude soll bei mir am Sabbat ein Werk verrichten. Ich wollte nur einmal sehen, ob es Euch mit Eurer Religion wirklich ernst ist. Hättet Ihr aber gearbeitet, ich hätte Euch sofort niederschließen lassen und das hättet Ihr vor Gott und den Menschen auch verdient, denn in unserer Bibel, die wir von Euch Juden haben, heißt es: Der Sabbat ist ein Heiligtum, wer ihn entweicht, ist dem Tode verfallen.“

Ein nicht enden wollender Jubel, der an der Schloßhofthüre harrenden Gemeinde folgte auf diese Vorgänge. Der

Graf ließ die Thore öffnen, alles strömte in heller Freude herein auf Rabbi Sundel hin, um ihrem Retter die Hand zu drücken. Dieser hatte sich nicht von der Stelle am Fuße des Galgens gerührt und stand noch regungslos da, als sei er noch in Ketten geschnürt. Dabei schluchzte er krampfhaft und war lange nicht fähig ein Wort hervorzubringen.

Da trat der Vorsteher der Gemeinde vor den Weinenden hin mit den Worten: הוֹרִיעֵי נָא אֶת דְּרֹכֶיךָ „Meister, löse uns das Räthsel und gestatte uns einen Blick in Deine edle Seele. Als das schwere Verhängniß uns alle bedrohte, als wir uns alle härmten, weinten und klagten, verlorst Du keine Thräne und lebtest in himmlischer Heiterkeit. Und jetzt, wo der Bann gebrochen ist und wir nicht laut genug uns freuen können, stehst Du von Thränen überfluthet da und findest kein Wort. Das sind keine Freude-Thränen, die Du vergießest, sondern dieselben werden Dir von einem Schmerz erpreßt, der uns unverständlich und geradezu räthselhaft ist.“

Da begann unser Rabbiner, gesegnet sei sein Andenken:
„Unsere Weisen lehren: וְיִשְׂרָאֵל עָוָל בְּשַׁעַר אָחָה daß Jemand durch eine augenblickliche That sich die Ewigkeit sichern kann, die sonst dem Ringen und Kämpfen eines langen, fehlenden, irrenden Menschenlebens versagt bleibt. Daß unser himmlischer Vater dieses Opfer von mir annehmen werde, daß er mich einer solchen Heiligung seines Namens würdig erachte, hat mich mit einer Freude seit den jüngsten Tagen erfüllt, wie ich sie nie zuvor gekannt. Und nun sehe ich zu meinem Schrecken, daß Gott mich dieser Gnade nicht würdig erachtet und mich wieder dem Leben überweist, statt meine Seele in Wohlgefallen hinzunehmen, und ich sollte nicht weinen?“

— — — — —

In tiefen Ernst versunken hatte Herr Fürstenthal diese Erzählung Drlowſky's angehört, ohne dieselbe durch ein Wort zu unterbrechen.

„Wissen Sie auch, daß diese letzten Worte die Seelengröße Ihres Rabbiners in noch höherem Maße bekunden, als alles Vorhergehende?“ begann er plötzlich.

„Gewiß weiß ich das,“ entgegnete Drlowſky. „Aber Sie, verehrter Wohlthäter, werden es nun begreiflich und verzeihlich finden, daß man mit einem solchen Erlebnis im Herzen, nach einer solchen Erfahrung im eigenen Leben nicht so leichtens Herzens seinen Sabbat preisgeben kann. Könnte ich — wovor mich Gott hüten wolle — je leichtsinniger Weise meine Sabbatruhe aufgeben, ich hätte Sonntag und Montag, Dienstag und Mittwoch, Donnerstag und Freitag auch keine Ruhe mehr. Das Bild unseres unvergeßlichen Rabbiners, wie ich ihn in jener Gemeindeversammlung und am Galgen sah, würde sich drohend gegen mich erheben, und mir die Vergewaltigung zum Bewußtsein bringen, die ich an meinem besseren Selbst verübte.“

„Seien Sie unbesorgt,“ unterbrach ihn Herr Fürstenthal, „ich werde diese wunderbare Geschichte weitererzählen und es wird es Niemand mehr wagen, die Heiligung des Sabbat Ihnen zum Vorwurf zu machen. Nicht Sie, wir sind an der Reihe uns zu entschuldigen, wollte nur Gott, wir könnten's Ihnen nachmachen.“

„Sie scherzen, Herr Fürstenthal, Sie, der Sie über Hunderttausende verfügen, sollten nicht zu Wege bringen, was ein flüchtiger, fremder Hausirer, ein gedrückter Familienvater vermag?“

„Nein, ich scherze nicht. Ja, wenn ich so viel Geld hätte, wie Sie sagen, dann wäre es ein leichtes, aber das ist nicht der Fall. Ich habe kein Geld, das Geld hat mich. Es beherrscht mich, und ich bin sein Sklave, es treibt mich von früh bis spät in die Rennbahn und ich lasse mich von ihm treiben. — Sie sind Herr über Ihr Geld und bekunden diese Herrschaft dadurch, daß Sie ihm einen Tag in der Woche nicht nachgehen, daß Sie freiwillig Ihr Geschäft schließen, kurz durch Ihre Sabbatruhe. Wahrlich, ich beneide Sie.“

Seitdem lebt Drlowsky geachtet und geliebt in seiner Gemeinde und braucht seine Sabbatruhe nicht mehr zu vertheidigen. Herr Fürstenthal hat die Vertheidigung übernommen und sucht der armen Familie täglich neue Gönner und Kunden mit neuen Hilfsquellen zuzuwiesen.

